



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mein Sohn ist ein Silva, sagte er laut. Der letzte unsers Stammes, vielleicht . . . Don Francisco de Silva, so wie ich . . .

Und fast befehlend zu Salm aufsehend, sagte er: Laß ihn nicht zum Mönch machen, Manolito . . . Dann sollen sie ihn lieber nach Mexiko schicken! Wenn ich tot bin, so erinnere meinen Vater daran . . .

Warum, sagte Salm langsam und mitteilvoll, warum sprichst du nicht selbst mit deinem Vater? Warum wartest du nicht mit dem Brief, bis er kommt?

Da glitt ein Lächeln, halb ironisch, halb listig, über das Antlitz des Kranken. Er antwortete: Nein. Erst der Brief . . . Nun bin ich ja gezwungen, mit meinem Vater von Páco zu reden.

Prinz Salm holte eigenhändig ein Licht und Lack aus dem Hause. Frasquito reichte ihm seinen Siegelring und ließ ihn den Brief siegeln.

Aber es ist natürlich nicht nötig, daß die Marquise von El Biso jemals etwas davon zu wissen bekommt, sagte Frasquito, die Worte leicht hinwerfend, indem er den Ring von Salm wieder entgegennahm.

Prinz Emanuel fand natürlich, daß es ganz vernünftig und ganz in der Ordnung sei, daß Marica nichts davon erfahre, aber es war trotzdem, als ob Frasquito mit diesen Worten in einem Augenblick und für immer seine arme kleine Gemahlin aus seinem Leben auslöschte.

Nein, sagte er und blies das Licht aus, dessen Flamme man an dem hellen Sommertag kaum sehen konnte. Wozu sollte das auch gut sein? Sie ist ja nur ein Kind.

Ein Kind, wiederholte Don Frasquito. Er lächelte und sah zu Salm auf — durchdringend und mit demselben halb gutmütig verschmitzten, halb melancholischen Ausdruck, den der andre in der letzten Zeit so oft bei ihm bemerkt hatte. Dann dankte er dem Freunde höflich für den Dienst, den er ihm geleistet hatte, trank einen Schluck von seiner Drangenslimonade und grübelte darüber, wo Biera jetzt wohl sein könne.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Mit dem Besuch unsers ersten Geschwaders in Plymouth und Blythingen haben wir unsern lieben Nachbarvettern und Freunden an den Puls gefühlt. Bei England war das Ergebnis, daß die Achtung vor der deutschen Schlachtflotte in allen Organen der Presse rückhaltlos zum Ausdruck gelangte, bei den meisten Blättern freilich mit einem Anflug von Besorgnis und Mißtrauen, bei andern mit herzlicher Zustimmung. Wenn der Standard meint, England nehme rückhaltlos die Versicherung an, daß die jüngere der beiden Seemächte nur an die Verteidigung ihrer Küsten und ihres Handels denke, so ist dieses Programm doch wohl etwas zu eng gefaßt. Die deutsche Flotte hat genau wie die englische die Bestimmung, der Verteidigung unsrer Interessen zu dienen; dazu gehört allerdings zunächst die Verteidigung der Küsten und des Handels. Die Dehnbarkeit dieses Begriffs zeigt auch die Anwesenheit unsrer Flagge in Tsintau und auf dem Djangtschang. In den Times fand sich ein Hinweis darauf, daß das Geschwader ohne die Begleitung seiner Torpedoboote erschienen sei, die man auch in Kiel sorgfältig den englischen Augen entrückt habe. Das ist eine Unwahrheit. Die englischen Torpedoboote haben in Kiel Bord an Bord mit deutschen gelegen, und es ist wohl kaum anzunehmen, daß die beiderseitigen Offiziere einander nicht Besuche abgestattet haben und die Boote angesehen haben sollten. Im Wiekser Torpedoboothafen waren die Boote angehäuft, die außer Dienst waren, aber auch sie waren für jede

vorüberfahrende Pinasse sichtbar. Man hatte auf deutscher Seite durchaus nichts zu verbergen und hat auch nichts verborgen. Nun ist auch gar im Unterhause noch eine Beschwerde erfolgt, daß von deutschen Schiffen aus photographiert worden sei. Amateurphotographen findet man gegenwärtig selbstverständlich auch auf jedem Kriegsschiff, und es müßte als eine Ausnahme angesehen werden, wenn von den Engländern im Kieler Hafen niemand photographiert hätte. Wir sind in Kiel an die photographischen Aufnahmen durch fremde Kriegsschiffe durchaus gewöhnt und haben niemals etwas dagegen, solange sich diese Tätigkeit in dem bescheiden Rahmen der Amateurphotographie bewegt, die interessante Augenblicksbilder festhalten will. Die in England auch in der Presse verbreitete Ansicht, daß unser Geschwader eigentlich auf einer Rekognoszierungsfahrt gewesen sei, ist ein Unsinn. Zum Aufkundschaffen fremder Häfen oder Befestigungen verwendet keine Macht Geschwader. Die kritischen und wißbegierigen Augen des Auslandes, die die Übungen unsrer Flotte in der Nordsee und in der Ostsee zu beobachten pflegen, sind auch nicht an Bord von Geschwadern. Die Behelligung der Regierung und des Unterhauses mit einer Anfrage über das angebliche Photographieren von deutschen Schiffen aus beweist doch mehr als alle Zeitungsartikel, wie nervös manche Leute in England in bezug auf die Deutschen geworden sind. Dasselbe kann man in bezug auf die Anfrage eines liberalen Mitglieds im Unterhause über das deutsche Madetrain Syndikat sagen. Auch hierin zeigt sich eine kleinliche Gerechtigkeit, die einem großen Volke nicht wohl ansteht.

Die gewonnene Überzeugung, daß die deutsche Flotte, was Offizierkorps, Besatzungen, Material, Artillerie und Ausbildung anbelangt, nicht mehr quantité négligeable ist, sondern daß im Gegenteil der Vergleich nicht immer zugunsten der Engländer ausfällt, hat die Nervosität offenbar erhöht. Diese Bescheinigung durch unsre englischen Bettern, daß wir eine Flotte zu schaffen verstanden haben, wird unserm Volke hoffentlich als ein neuer Ansporn dienen, die Flotte nun auch immer auf der Höhe ihrer Aufgaben und ihrer Pflichten zu erhalten.

Nun der deutsch-englische Schiedsvertrag. Die Italiener und die Franzosen haben von ihren Schiedsverträgen mit England ein Aufheben gemacht, als ob diese Verträge gleichbedeutend mit Schutz- und Trugbündnissen wären. Ob und welche geheime Abmachungen daneben hergehen, ist eine andre Frage. Die auf Ägypten, Marokko usw. bezügliche französisch-englische Konvention hat ja immerhin den gegenseitigen Beziehungen dieser Mächte eine sehr reale Basis gegeben. Daß auch hierbei nicht alles Gold ist, was glänzt, ist seitdem in publizistischen Erörterungen zur Genüge festgestellt worden. Vielleicht trifft auch hierauf der Sinnspruch Nietzsches zu: Alles, was Gold ist — glänzt nicht. Unser Schiedsvertrag mit England hat zunächst den Wert, daß er die feste Absicht beider Regierungen bekundet, aus den gegenseitigen Verührungen der beiden Nationen alles auszuschneiden, was zu unnötigen Gereiztheiten und Verstimmungen führen könnte. Der Schiedsvertrag schließt gereizte Polemiken in der Presse aus, die vielleicht an Vorgänge von untergeordneter Bedeutung anknüpfen, aber durch die publizistische Aufschauung des Falles die öffentliche Meinung erregen und dadurch die Beilegung erschweren. Er erleichtert es außerdem der unterliegenden Regierung, die Entscheidung ohne Verlust ihrer Würde und ihres Ansehens auf sich zu nehmen, ebenso wie er die obliegende vor dem Odium bewahrt, den Gegner übervorteilt zu haben. In nicht allzu langer Zeit werden wir uns mit England über Abgrenzungen im Hinterland von Kamerun zu verständigen haben; hoffentlich erfolgen diese auf der Basis des guten Willens zur Verständigung, den beide Regierungen in den letzten Wochen gezeigt haben.

Der beabsichtigte Besuch der deutschen Schlachtflotte in den holländischen Häfen ist bekanntlich zur Zeit der Kieler Woche Gegenstand lebhafter Erörterung in der holländischen Presse gewesen, die so tat, als ob mit dieser „Besetzung“ der holländischen Häfen nicht mehr und nicht weniger beabsichtigt sei, als die Einverleibung von Holland und die Aufhebung seiner Selbständigkeit. Dabei waren

die ersten durchaus bestimmt lautenden Ankündigungen dieses Besuches in der holländischen Presse völlig unbemerkt geblieben. Deutscherseits ist nun infolge dieser holländischen Besorgnisse, auf die niemand gefaßt sein konnte, der Besuch sowohl in dem Umfange der Schiffe wie in der Zahl der Häfen und der Besuchstage reduziert worden. Man gewann dadurch die Zeit für den Besuch in Plymouth, der — soweit die Politik dabei in Betracht kommt — augenblicklich wohl der wichtigere war. Den Holländern hat der Händedruck des Ersten deutschen Geschwaders gesagt, daß sie in Fahr und Not die Anlehnung an ein seestarkes Deutschland finden, dessen Flotte nicht nur den Präsenttermarsch der niederländischen Marine übernommen, sondern auch in ihren friesischen Besatzungsteilen einen den Niederländern recht nahe verwandten Stamm hat. Vielleicht wäre es nützlicher gewesen, den Besuch in Holland bis zum nächsten Jahre aufzuzchieben, da dann auch das zweite Geschwader mit acht Linienschiffen erster Klasse, der Brandenburg- und der Braunschweigdivision, in See sein wird. Das sind dann sechzehn tüchtige Schiffe, die erste Hälfte der Flottenschöpfung von 1898 und 1900, die mit ihren zugehörigen Kreuzer- und Torpedodivisionen wohl eine Macht darstellen, die sich auf den Wogen sehen lassen kann. Von der zweiten Hälfte der Schlachtflotte sind freilich erst drei Schiffe bewilligt und vergeben; hoffentlich wird im nächsten Jahre statt der planmäßigen zwei Linienschiffe wenigstens Ersatz für die vier der Badenklasse gefordert, die zum Teil schon seit drei Jahren ersatzfähig ist.

Will man diesen Flottenbesuchen einen politischen Grundgedanken geben, so kann man nur sagen, daß der Besuch in Plymouth die Gegenwart, der in Vlissingen die Zukunft betrifft. Einzelne holländische Blätter haben das wohl verstanden und deshalb dem deutschen Besuch herzliche und sympathische Kundgebungen gewidmet. Der bei weitem größere Teil der holländischen Presse hat sich zurückgehalten, teils aus Tendenz, teils aus der dem Charakter der Bevölkerung entsprechenden Schwerfälligkeit. Auch mag der Glaube an die deutsche Seemacht noch nicht groß genug sein in einem Lande, das ehemals seemächtiger als Großbritannien war, heute aber über kein Kriegsschiff von mehr als 5000 Tonnen verfügt. Hierzu kommt selbst bei deutschfreundlichen Elementen das Mißtrauen gegen die irrtümlich vorausgesetzten deutschen Annexionsabsichten. Preußen und das Deutsche Reich haben doch nur da annektiert, wo es sich darum handelte, die Ergebnisse eines siegreich durchgeführten Existenzkampfes dauernd zu sichern oder — wie bei Schleswig-Holstein — zu verhüten, daß Preußen zum drittenmal gezwungen werden könnte, Opfer an Menschen und an Geld, Blut und Gut für Interessen zu bringen, die nicht die seinigen waren oder ihm gar feindlich werden konnten. In Holland hat man sich von 1866 bis heute gegen jede Annäherung an Deutschland mißtrauisch ablehnend verhalten; dieses Mißtrauen stand sogar der Vermählung der Königin mit einem preussischen Prinzen entgegen, und sogar eine geschäftlich so nützliche und einfache Sache wie ein Postvertrag scheiterte noch in neuester Zeit daran. Deutschland hat keinen Anlaß, zu drängen oder sich aufzudrängen. Die erfolgreichste Werberin wird die Zeit und die Summe der vitalen Interessen der Niederlande sein. Einstweilen können wir uns damit genügen lassen, daß zwischen dem Berliner Hofe und dem vom Haag die besten Beziehungen bestehen, die sich auch bei dem Besuche des deutschen Geschwaders wieder zeigten.

Während Herr Witte mit dem deutschen Reichskanzler und dem Grafen Posa-domsky eingehend den Handelsvertrag berät, allem Anschein nach mit dem beiderseitigen festen Willen, ein befriedigendes Ergebnis zustande zu bringen, haben zwei viel geringfügigere Vorgänge auf dem Gebiete der deutsch-russischen Beziehungen die öffentliche Meinung, oder wenigstens die Presse, bei uns in Bewegung gesetzt. Das Telegramm Kaiser Wilhelms an sein russisches Infanterieregiment und die Beschlagnahme der deutschen Post für Japan auf einem Reichspostdampfer durch

einen Kreuzer der russischen freiwilligen Flotte. Um den letzten Fall vorweg abzutun, von dem ein Berliner freisinniges Blatt behauptet, „daß er einen tiefen Schatten auf unsre Beziehungen zu Rußland werfe,“ so ist es selbstverständlich, daß die russische Regierung erst dann verantwortlich gemacht werden könnte, wenn sie den Übergriff oder die Taktlosigkeit ihres Schiffskommandanten nicht desavouierte, sondern die Beschlagnahme der deutschen Postsäcke aufrecht erhielt. Dann würde allerdings auch nötig werden, unsre Postdampfer nach Japan durch ein Kriegsschiff eskortieren zu lassen; denn es würde übel um den Nimbus der deutschen Postflagge stehn, wenn wir uns solche Übergriffe gefallen ließen. Zugleich würden dann aber die Mächte veranlaßt sein, sich näher mit dieser freiwilligen Flotte zu beschäftigen, deren Schiffe die Dardanellen unter der Handelsflagge passieren, und sobald sie die türkischen Forts hinter sich haben, die Kriegsflagge hissen und die Funktionen von Kriegsschiffen in übergreifender Weise ausüben. Gerade der Umstand, daß die Engländer während des südafrikanischen Krieges unsre Postdampfer anhielten und die Post nach Südafrika wegnahmen, was allerdings durch wirkliche englische Kriegsschiffe geschah, hat nicht wenig dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Deutschland so stark gegen England einzunehmen. Und dabei bestand insofern für England noch ein Schein von Berechtigung, als den Buren von Europa aus, auch aus Deutschland, allerlei Lieferungen zungingen, was nach Japan wohl nur in Gestalt von Medikamenten geschieht.

Wer Handel nach einem im Kriege begriffnen Lande treibt, wird das immer auf eigne Gefahr tun, aber die mit dem amtlichen Siegel eines neutralen Staates versehene Post sollte unverletzt sein. Läßt sich das nicht durch internationale Abmachungen erreichen, so wäre jeder Staat, der auf sein Ansehen hält, verpflichtet, für den militärischen Schutz seiner Postflagge zu sorgen. In einem englisch-amerikanischen Kriege z. B. würde die gesamte Korrespondenz von Deutschland nach Amerika englischen Kreuzern preisgegeben sein, und das wäre doch ein unhaltbarer Zustand. Hoffentlich ist die Angelegenheit schon erledigt, bis diese Zeilen im Druck erscheinen. Sie zeugt aufs neue für die Notwendigkeit einer größern Anzahl von schnellgehenden, gefechtsstarken Panzerkreuzern; innerhalb vier Jahren ist das der zweite solche Fall.

Mit den Kaiserjournements und spitzen Bemerkungen zu dem Telegramm Kaiser Wilhelms an das Wyborgsche Infanterieregiment hat sich wieder einmal ein nicht geringer Teil unsrer Presse blamiert. Nach dem Bekanntwerden der Abschiedsmeldung des russischen Kommandeurs hat eine Anzahl Blätter das selbst zugegeben. Aber auch wenn eine Abschiedsmeldung nicht vorgelegen hätte, würde der Kaiser durchaus berechtigt gewesen sein, seinem ausziehenden Regiment gute Wünsche mit auf den Weg zu geben, die selbstverständlich nur dem Waffenerfolge gelten konnten. Die preußische und die russische Armee sowie die beiderseitigen Herrscherhäuser sind durch eine nun bald hundertjährige Tradition miteinander verbunden, und auf diesem Umstande beruht auch sehr die Festigkeit der deutsch-russischen Beziehungen, die vorübergehend getrübt, aber nie völlig erschüttert werden konnten. Kaiser Alexander der Zweite hat im Juni 1871 sein aus Frankreich heimkehrendes preußisches Garde-Grenadierregiment der Kaiserin Augusta in Koblenz persönlich mit gezognem Degen vorgeführt. Es geschah das zwar, als der Frieden schon geschlossen war, aber es war immerhin eine starke Kundgebung gegen Frankreich, denn sie galt den Siegern. Damals war man darüber in Deutschland sehr erfreut. Unsr Zeit vergift sehr schnell. Die starken persönlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser zu den beiderseitigen Heeren haben sich für Deutschland schon so oft nützlich erwiesen, daß die deutsche Presse sie verständigerweise als ein *noli me tangere* behandeln sollte. Wenn wir damit nicht rechnen wollen — wie kann man es von den Japanern verlangen! *s*

Neues Leben. Den immer stärker anschwellenden Strom philosophischer Literaturzeugnisse zu beherrschen, ist ja nicht möglich; aber wenigstens die Richtung zu ermitteln, in der er sich bewegt, ist für den Publizisten Pflicht, und

das Ergebnis dieser Ermittlung lautet nun: immer entschiedener wenden sich die Geister vom materialistischen Monismus ab. Gleichviel ob sie Theisten, Pantheisten oder Atheisten sind, an ein Jenseits glauben oder es leugnen, in dem Ruße sind sie alle einig: Laßt uns in Ruhe mit euren Atomen und Amöben, mit eurer ganzen theoretischen Naturerkenntnis! Wir sind Menschen, haben menschliche Bedürfnisse und verlangen nach menschlicher Betätigung und menschlichem Glück; nicht als willenlose Naturprodukte fühlen wir uns, sondern glauben uns berufen, die Natur zu gebrauchen; nicht aus der Natur ist der Geist, sondern aus dem Geiste ist die Natur zu erklären. Ludwig Kuhlbeck (Im Hochland der Gedankenwelt. Grundzüge einer heroisch-ästhetischen*) Weltanschauung; Leipzig, Eugen Diederichs, 1903) verehrt Giordano Bruno, den er übersetzt, als Meister, daneben Loze. Das Bewußte ist ihm das Substantielle, das allein wahrhaft Seiende, das völlig Unbewußte ein reines Nichts. „Es ist ein harter, anstößiger Gedanke, daß ein persönlicher Gott lebendige Persönlichkeiten aus dem Nichts gezaubert habe. Aber dieser Gedanke ist nicht anstößiger, vielmehr, da wenigstens ein Zauberer vorausgesetzt wird, mir immerhin noch konvenienter als der kraß materialistische, daß das leblose Nichts der bloßen Chemikalien sich von selber zu einer lebendigen Persönlichkeit umwandle; und, offen herausgesagt, etwas von diesem Zauberelement des Nichts steckt in allen jenen Welt- und Lebensauffassungen, die die Ursache dynamisch, physiologisch und psychologisch minderwertiger sein lassen als ihre Wirkung.“ Am Schluß verkündigt er das „Evangelium der Rasse“ nach Gobineau und mahnt: „Nur durch das Vaterland und im Vaterlande kannst du der Menschheit und deiner Menschlichkeit dienen. . . . Mit deinem Volke mußt du stehn und fallen. . . . Jegliche Philosophie, die dich diesem entziehn will, ist Pessimismus, d. h. Schlechtigkeitslehre.“

Gerade entgegengesetzt, ganz und gar nicht heroisch denkt Dr. Hjalmar Kjölensson. (Vom Glück und dem neuen Menschen. Grundzüge für neue [einer neuen!] Lebensführung. Leipzig, Richard Wöpkel, 1903.) Er predigt einen raffinierten Epikureismus, obwohl er von Sekten überhaupt und auch von der epikureischen nichts wissen will, und gibt Anleitungen zu einer klugen Lebensführung und Seelendiätetik, die nicht unnütz wären, wenn man sie nicht schon hundertmal von andern vernommen hätte. Der Mensch soll nichts wollen als glücklich sein; einseitige Verstandeskultur, viel wissen, viel philosophieren führt vom Glück ab; Politik ist ein Giftpilz, der die „wohlige Seelenstimmung“ tötet; und ein Feind des Lebens ist, wer die Pflichterfüllung auf jedem Platz, auf den man gestellt ist, die Unterwerfung unter jedes Schicksal für höchste Sittlichkeit ansieht. Des Verfassers höchstes Ideal ist Goethe; Goethemenschen sollen wir alle werden; darum muß eine Goethepräparandie eingerichtet und müssen Massenwanderungen nach Weimar zu dem Goethetage veranstaltet werden, der alljährlich zu Pfingsten stattfindet. Überm Schreiben scheint Kjölensson das von ihm selbst eingangs angeführte Geständnis Goethes vergessen zu haben, daß er in fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen genossen habe.

Der unsern Lesern bekannte Dr. Adolf Volliger, Professor an der Universität Basel, spendet Drei ewige Lichter: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, als Gegenstände der Erkenntnis dargestellt (Berlin, Georg Reimer, 1903). Er protestiert ganz entschieden gegen die kantische Verweigerung der metaphysischen Ideen aus dem Gebiete der Erfahrung und des Wissens in das der praktischen Vernunft und ist überzeugt, daß ihre Wirklichkeit erwiesen werden könne und müsse. Den Kern seines Gottesbeweises entnimmt er Loze und faßt ihn in die drei Sätze zusammen: „Es liegt in der Welt das schlechthin univernale Faktum der Wechselwirkung vor [kein Bestandteil der Welt ist denkbar ohne alle übrigen Bestandteile]; diese Wechselwirkung ist nur als ein den Weltelementen immanentes Geschehn verständlich; das den Weltelementen immanente Geschehn ist nur möglich durch ein alle Elemente in sich

*) Obwohl in der poetischen Literatur sehr bewandert, verwechselt er S. 80 Peter Hebel mit Friedrich Hebel.

legendes Wesen," von dem dann noch bewiesen wird, daß es bewußter Geist und Liebe sein müsse. Das Freiheitsproblem stellt Bolliger in einem Bilde dar. Ein Bauer geht mit seiner Kuh zu Markte; er ist frei, sie gezwungen. So wenigstens meine die Mehrheit. Haben nun etwa die Deterministen Recht mit ihrer Behauptung, der Bauer und seine Kuh befänden sich in derselben Lage; werde sie an sichtbaren Seilen geführt, so er an unsichtbaren? Im Gegensatz zu Kant ist Bolliger überzeugt, daß das Handeln des Menschen immer und ausnahmslos durch das Verlangen nach Lust und die Flucht vor Unlust bestimmt werde, aber er findet den Beweis der Freiheit darin, daß uns nicht immer die höchste im Augenblick erreichbare Lust bestimmt. Die Beweise für das Dasein Gottes und für die Wirklichkeit der Freiheit befriedigen in ihrer vollständigen Ausführung; weniger unbedingt vermögen wir dem Beweise für die persönliche Unsterblichkeit beizupflichten, der hier und da ein wenig an okkultistische Phantasien streift. Im ganzen ist das Büchlein vortrefflich und sehr zu empfehlen.

Nach Charles Ferguson (Lebensbejahung. Eine Darstellung des Ursprungs und der Mission des amerikanischen Geistes; Leipzig, Eugen Diederichs, 1903) besteht die Ursünde in der Passivität gegenüber der Außenwelt; der Mensch hat nicht von dieser das Gesetz zu empfangen, sondern er hat es ihr zu geben. Sich selbst und die Welt hat der Mensch wollend zu schaffen, zu gestalten, und dem Willen gebührt die Herrschaft auch über den Intellekt. „Das uneigennütige Trachten nach Wahrheit ist im besten Fall eine unbewußte Ziererei, die Blindheit des Pharisäers. . . . Keine Wissenschaft, Wissenschaft um ihrer selbst willen ist überhaupt keine Wissenschaft. Die Natur verspottet und umgeht den passiven Intellekt, das Eunuchentum des Geistes.“ Die Biologen haben uns unsrer äffischen Verwandtschaft überlassen, ohne uns Winke zur Wahrung unsrer Würde zu geben. Sie haben kein Prinzip des Fortschritts entdeckt; sie zeigen uns nichts als zufällige Veränderungen und einen bedeutungslosen Kreislauf; zu zeigen, wie es zugeht, daß das Leben aufwärts steigt, daß es zu Höherem, zu Besserem fortschreitet, ist ihnen nicht gelungen. „Die Religion ist ein Protest gegen die antimenschlichen Elemente, ein Auflehnen gegen die scheinbar gefühllosen Mächte der Natur; sie vertritt die Freiheit gegenüber dem Gesetz.“ Die christliche Kirche wird sich allmählich von ihren historischen Hülsen, vom Ekklesiastizismus, Sakramentalismus und Dogmatismus befreien und in der demokratischen Laienkirche Amerikas ihre Vollendung erreichen. Der Verfasser, der Fre und Katholik zu sein scheint, preist das berühmte Tammany, das zu herrschen verdiene, „weil es auf Abstraktionen verzichtet und in der Kraft des bejahenden Geistes handelt.“ Es könnte doch auch sein, daß die Dinge in Amerika zurückgingen, statt sich vorwärts zu entwickeln. Vorläufig ist nur so viel klar, daß der demokratische, freiheitliche und allen Abstraktionen feindliche Geist Nordamerikas das Produkt der aus Europa eingewanderten, durchweg den niederen und mittleren Volksschichten, den verfolgten und unterdrückten Parteien entstammenden Massen und des weiten Raumes, des wohlfeilen Bodens ist. Je dichter die Bevölkerung wird, und je mehr sie sich differenziert, desto mehr wird der demokratische Charakter schwinden, und desto mehr wird die Freiheit eingeengt werden. Es ist darum fraglich, ob der amerikanische Geist der Geist der Zukunftsmenschheit, oder ob er nur der Geist einer schon im Schwinden begriffenen Periode und einer durch äußere Umstände eine Zeit lang begünstigten Bevölkerung ist. — Nur in der Bewegungsfreiheit und in der Fülle natürlicher Güter, die das weite und reiche Nordamerika seinen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch spärlichen Bewohnern bot, konnte die lebens- und genußfreudige, durch ihren wilden animalischen Charakter den noch in puritanischen Traditionen befangenen Sinn des Bruders Jonathan beleidigende Poesie Walt Whitmans entstehen. Von seinen Grasshalmen, einer Auswahl nur, hat Wilhelm Schölermann eine neue deutsche Übersetzung gewagt und mit einer Einleitung (bei Eugen Diederichs in Leipzig 1904) herausgegeben.

Dr. Wilhelm Schmidt, ordentlicher Professor der evangelischen Theologie in Breslau, stellt in seinem Buche *Der Kampf der Weltanschauungen* (Berlin, Trowitsch & Sohn, 1904) folgende Weltanschauungen dar: den Positivismus, vertreten durch Comte, den Materialismus (Ludwig Büchner), den Monismus von Hegelschen Ansätzen aus (David Strauß), den Illusionismus (Ludwig Feuerbach), die Entwicklungstheorie von theistischer Voraussetzung aus (Charles Darwin), den Monismus auf evolutionistischer Grundlage (Ernst Haeckel), den dualistischen Monismus (Julius Hart) und den Neukantianismus (Friedrich Albert Lange). Er weist die Unhaltbarkeit jeder dieser Weltansichten nach und schließt daraus, daß nur das positive Christentum alle Ansprüche der Vernunft, des Herzens und des Lebens zu befriedigen vermöge. „Was Lange über den Nihilismus, zu dem ihn der Neukantianismus konsequent führte, erhob, war das unverlorne Erbe der christlichen Weltanschauung, in der er erzogen war. Sie, himmelhoch Erhabene über die vernommenen Surrogate, bleibt der Fremdling aus der andern Welt, der allein je länger je mehr aus allen Kämpfen zum wirklichen Frieden zu führen vermag.“

Für Gebirgsfreunde. Ohne Frage vertieft die Kenntnis der Natur das Gefühl für das Schöne und das Erhabene in der Natur. Wir sind geneigt, gerade darin den wichtigsten der Vorteile zu sehen, die die naturwissenschaftliche Bildung unserm Geiste bringt. Und was ist bei einer Gebirgswanderung unsrer Aufmerksamkeit näher gerückt als das Leben der Pflanzen, die uns als starke Bäume, als leuchtende Blumen oder als kleine, ängstlich dem Felsen anklebende Moose oder Flechten vom Fuß der Berge bis in die Firnregionen begleiten und uns wie Verwandte, denn auch wir sind Leben, vertraut ansprechen. Was wären unsre Gebirge ohne ihre Wälder, Wiesen und Heiden? Was die Alpen ohne Alpenrosen und Wettertannen? Nichts kann dankbarer sein, als sich in das Pflanzenleben zu vertiefen, in den Bau und die Lebensformen Einsicht zu gewinnen. Das neue Buch,^{*)} dessen erste Lieferung uns vorliegt, begrüßen wir schon darum, weil die ältern Werke von Sendtner, Kerner, Christ jetzt veraltet sind; außerdem flößen uns die Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter Vertrauen ein, und wir erwarten von der Durchführung des Programms: die Alpenflora auf ihrem Boden und in ihrer erdgeschichtlichen und klimatischen Bedingtheit darzustellen, reiche Belehrung nach dem letzten Stand der Wissenschaft. Wer von unsern Lesern einmal die Erfahrung gemacht hat, wie sogar schon der Einblick in die Klassifikationen der Lebensformen unsern Naturgenuß erhöht, indem er uns die Pflanzen- und die Tierwelt geordnet und gruppiert zur Betrachtung darbietet, wird auch die scheinbar trocknen Artbeschreibungen, die einem solchen Buche nicht fehlen dürfen, dankbar aufnehmen; denn ist uns nicht jede Pflanze, deren Platz im System und deren Namen wir kennen, gleichsam persönlich bekannt geworden? —

Nur kurz erwähnen wir einige von den alljährlich zur Reisezeit erscheinenden Neuauflagen bewährter Führer. Von den Baedekern, die man immer wieder mit Freude als gute, vertrauenswürdige Bekannte begrüßt, ist dieses Jahr in einunddreißigster Auflage das Handbuch „Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain“ erschienen, im letzten Jahre in sechsundzwanzigster Auflage „Österreich-Ungarn.“ Beide ergänzen einander zum besten Führer durch die Ostalpen. In den Grundsätzen immer dasselbe Festhalten am Bewährten bei rascher Erneuerung und Berichtigung dessen, was die Zeit nimmt oder bringt: so behaupten die „Baedeker“ ihren Rang als die Klassiker unter den Reiseführern. Für einzelne deutsche Gebirge liegt dieses Jahr die dritte Auflage

^{*)} Das Pflanzenleben der Alpen. Eine Schilderung der Hochgebirgsflora von Dr. E. Schroeter, Professor der Botanik am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich unter Mitwirkung von Dr. A. Günthart, Fräulein Marie Zerosch und Professor Dr. P. Vogler. Mit vielen Abbildungen, Tafeln und Tabellen. Zeichnungen von Ludwig Schroeter. Zürich, Albrecht Kaufstein, 1904.

des „Führers durch das Fichtelgebirge und den Steinwald“ im Auftrage des Fichtelgebirgsvereins herausgegeben von Dr. Albert Schmidt (Wunsiedel, 1904), vor. Durch die ausführliche Einleitung, die jedem Buche dieser Art als Muster vorgehalten werden darf, ist dieser Führer zugleich eine treffliche Einführung in die Geologie, Naturgeschichte und Geographie dieses schönen Waldgebirges. Dem „Schwarzwald“, zehnte Auflage (Meyers Reisebücher, Leipzig, Bibliographisches Institut, 1904), der touristisch hervorragend genau und eingehend ist, und ähnlichen Führern durch unsre Mittelgebirge würde eine etwas ausführlichere Einleitung im Stile der vor genannten nur zum Vorteil gereichen können.

Aus der zweiten Heimat. Dringend sei das unter diesem Titel erschienene Buch*) allen Deutschen empfohlen, bei denen von der Burenbegeisterung so viel übrig geblieben ist, daß sie sich gern an die Zeit erinnern, wo dessen Verfasser als Redner für die Burensache — es sind kaum drei Jahre her! — in Deutschland reiste, und die aus der damaligen Stimmung das Gefühl gerettet haben: Wir und die Buren stehen einander so nahe, daß es uns von besonderm Werte sein muß, zu erfahren, was ein Bure bei und von uns erfahren, welches Endurteil er sich über deutsche Zustände gebildet hat. Der ehemalige Kommandant ist ein offener Kopf, durchaus kein unbedingter Lobredner der guten alten Freistaatszeiten unter Krüger, auch nicht benebelt von dem Jubel der Burenfreunde, vor denen er in Deutschland und in Österreich gesprochen hat. Sein Buch enthält viel Freundliches, fordert aber den deutschen Leser an manchen Punkten auf, sich die Frage zu stellen, ob nicht dieses oder jenes in unsern Sitten und Anschauungen verrottet sei, und es kann viel zur Selbsterkenntnis beitragen, die der Besserung vorangehn muß. Seine wiederholten Klagen über die Trinkerei der Deutschen, die Bemerkungen, die er an einen ihm zu Ehren veranstalteten Studentenkommerz in Gießen knüpft, sogar das Bild der Berliner Studentenversammlung mit den bekrillten, weibischen Gesichtern geben zu danken. Sehr triftig finden wir seine Betrachtungen über die deutsche Industrie und beherzigenswert den Schlußabschnitt über Deutsch-Südwestafrika, wo er zu Schlüssen kommt, die sich mit den Urteilen der besten Kenner dieser Kolonie berühren.

*) Aus der zweiten Heimat. Reisen und Eindrücke eines Buren in Deutschland von S. P. Zoofte, ehemaligem Burenkommandant in Pretoria. Broschiert 1 Mark, gebunden 2 Mark.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (S. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

